

Jan Christoph Nerger

S7 - Irrfahrt übers Zeitgleis

- Das Buch -

1999: Die achtzehnjährige Babs wankt während der Loveparade betrunken mit ihrer ersten Ecstasy-Pille im Magen zum Bahnhof Zoo. Sie will mit der S-Bahn nach Hause fahren, doch stattdessen beginnt für sie eine Reise durch die Zeit. Sie bleibt nicht allein: Mit dem „68er-Studenten“ Ludwig, dem Nationalsozialisten Hans und der mit allen Wassern gewaschenen „kaiserlichen“ Bordsteinschwalbe Mariechen fahren vier Generationen als junge Menschen gemeinsam durchs Berlin des 20. Jahrhunderts.

Jan Christoph Nerger, geboren 1973 in Hamburg, lebt und schreibt bis heute in der Elbmetropole. Der gelernte Erzieher und Bürokaufmann ist in verschiedenen Genres unterwegs und mischt sie auch gern. Seine Themen sind Zukunft, Ökologie, Geschichte und die eigene Generation. Seine Bücher erscheinen unter dem Imprint-Logo „edition J.C.N.“

Mehr über den Autor auf:

<http://www.aws-literatur.de/der-verlag/ueber-uns/christoph-nerger/>

Jan Christoph Nerger

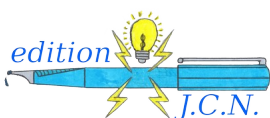
S7

Irrfahrt übers
Zeitgleis

Roman

Bibliographische Information der Nationalbibliothek

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.



Jan Christoph Nergers
Bücher bei awsLiteratur

Erschienen 2020 bei awsLiteratur, Hamburg

Copyright © Jan Christoph Nerger, 2019

Lektorat/Korrektur: Gisela Baudy, Christian Baudy

Bildmaterial: Jan Christoph Nerger

Umschlaggestaltung: Jan Christoph Nerger,
Wilfried Abels

Glossar zum Buch auf www.aws-literatur.de/glossar-s7-irrfahrt-ubers-zeitgleis/

awsLiteratur

Der Verlag des Kulturvereins Alles wird schön e.V.

Friedrich-Naumann-Straße 27

21075 Hamburg

Tel.: 040-7666049

<http://www.aws-literatur.de>

Druckvorbereitung: Wilfried Abels

Druck: WIRmachenDRUCK GmbH in Backnang

Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-947051-10-6

Für alle,
die zu verstehen
versuchen

Berlin 2017

„Noch einmal mit dem Diplom, bitte! Gut so!“ Das Handy der Journalistin blitzt auf. „Frau Schaller, ich bedanke mich.“

Beide stehen auf und schütteln sich die Hände.

„Ich habe zu danken“, entgegnet Babs.

Sie schaut der Journalistin nach und lächelt. So lange sie am Ende auch studiert hat, mit Abbrüchen, Neustarts und all dem Elend dazwischen, sie hat es geschafft! So richtig war theoretisches Lernen nie ihre Stärke, und andere Probleme hat sie auch gehabt, aber mit 36 Jahren ein Studium beendet zu haben, ist besser als überhaupt nicht und für eine Marzahnerin fast schon genial. Zufrieden seufzend sinkt sie wieder in den Stuhl an einem der Tische ihres Lieblingscafés hier in den Hackeschen Höfen. Die Jugendstilfassaden ihres verehrten Architekten August Endell haben heute keine Chance, denn sie kann sich an ihrem Diplom einfach nicht satt sehen. Der Kaffeedampf zieht in ihre Nase, der Bohnengeruch elektrisiert sie, wie es jeder andere Geruch in diesem Moment auch tun würde, einem Moment des Glücks, des Triumphs! Babs hat das Gefühl nie wieder schlafen zu müssen.

Du bist jetzt endlich Architektin, denkt sie, und du bist gut!

Ja, das ist sie. Sie weiß es und halb Berlin, weil sie damals bei einem Studentenwettbewerb den Siegesentwurf zum Bau eines Kindergartens lieferte. Und die

Presse erinnerte sich an sie: die aus dem „Spinner-Quartett“ mit dieser „großartigen Lügengeschichte“.

Die haben ja keine Ahnung!

Und nun, nachdem sie endlich Architektin geworden ist, hat Babs sich selbst bei den Medien gemeldet. Und wieder hat man sich an sie erinnert. Sie wird im Hauptartikel der Rubrik *Gesellschaft* im Tagesspiegel eine gute Figur abgeben, so mit ihren langen straßenköter-blonden Haaren, dem smarten Sommermantel und ihrem schönsten Lächeln.

Ihr summendes Handy reißt sie aus ihren Gedanken. Vielleicht schon die erste Rückmeldung auf ihre Bewerbungen?

„Ja...? Nein!“ Sie springt auf, wirft zwei Münzen auf den Tisch und läuft panisch durch die Höfe zum nächsten Taxistand. Nein, nein, nein, denkt sie immer wieder. Bitte noch nicht, Mariechen! Halt durch!

Keine zehn Minuten später springt sie aus dem Taxi. Die Absätze ihrer Stiefel hämmern über den Asphalt. Sie stürmt aufs Krankenhausesgelände, vorbei an den Reportern, die sie sofort bedrängen, ablichten und ihr hinterherrufen. Ihr Haar bauscht sich im Nacken, der leichte Mantel wölbt sich. Kaum hat sie sich durch die Pressemeute gekämpft, stellen sich ihr zwei Wachmänner in den Weg.

„Ich bin Barbara Schaller! Sie wissen schon: die von den vier Spinnern!“ Ärgerlich verschnaufend hält sie ihnen ihren Personalausweis hin.

„Ja und?“, raunzt einer der beiden sie an: „Ich sehe

wer Sie sind. Man kennt Sie aus der Zeitung.“

„Verdammt noch mal, ich bin angerufen worden!“

Der andere spricht in sein Walkie-Talkie, wartet einen Moment die Antwort ab und macht schließlich den Weg frei. Kaum durch den Eingang hetzt sie an der Rezeption vorbei die Treppen hoch. Sie kann einfach nicht den Fahrstuhl nehmen, der kurze Moment des Wartens wäre unerträglich. Wenn sie nur nicht zu spät kommt! Es wäre ein schlechter Witz, wenn Mariechen so kurz vorher stirbt. Ihr Mariechen! Ausgerechnet jetzt, wo Babs endlich ihr Diplom schwarz auf weiß in Händen hält.

Sie hat den dritten Stock erreicht und rennt über den kalten weißen Flur, hastet vorbei an einem Materialwagen mit Verbandszeug und anderem Kram, vorbei an einem mit Folie abgedeckten Bett und an einer Pflegerin, die gerade aus einer Tür tritt. Vor Zimmer 307 kommt Babs zum Stehen. Sie stützt sich an der Wand ab, beugt ihren Oberkörper ein Stück vor und wartet, bis ihre schmerzenden Atemzüge langsamer werden. Der stechende Geruch von Desinfektionsmitteln zieht durch ihre Nase.

Zögernd klopft sie an und öffnet doch gleich die Tür, wenn auch langsam und leise. Ihr Blick fällt aufs Bett, auf die Schläuche und Apparate, deren Signaltöne schwache Herzschläge wiedergeben.

Dort liegt sie, Deutschlands älteste Bürgerin aller Zeiten, auf dessen Tod die Journalistenhorden unten warten wie ein Rudel Wölfe auf den Fall einer großen Beute. Ihr schneeweißes Haar verteilt sich gleichmäßig

auf dem Kissen. Das bis vor kurzem noch so glatte Gesicht ist eingefallen und faltig, als würde sie sich auflösen beginnen. Der magisch blaue Schimmer ihrer Augen ist verloren. Mariechen steht vor der längsten aller Reisen. Aber noch ist sie da und schaut Babs mit zitterndem Lächeln an. Ihre Söhne links und rechts am Bett erheben sich aus ihren Stühlen. Sie sehen aus wie Zwillinge mit ihren alten Gesichtern und dem gelb-blond gebliebenen oder nachgetönten Haar. Ihre Namen hat Babs sich in der ganzen Zeit nie gemerkt. Mit finsternen Mienen nicken die beiden über 80-jährigen Männer ihr zu. Zögernd tritt Babs näher. Einer von ihnen überlässt ihr seinen Platz. Sie sinkt auf den Stuhl. Eine Träne rinnt aus dem Auge.

„Hi“, haucht sie Mariechen entgegen.

„Dit Diplom, meene Hübsche. Hastes injekriegt?“

Babs hält es lächelnd unter Tränen vor ihr Gesicht. Mariechens zittrige Finger gleiten kurz über die Klar-sichthülle.

„Bau ma een paar schöne Häuser damit. Ick werdse mir von da oben ankieken. Und mach dit ja ordentlich!“ Sie zwinkert ihr zu.

„Das werde ich“, versichert Babs. „Sag August Endell, dass ich dafür Sorge, die Schönheit der großen Stadt zurückzuholen, falls du ihn triffst.“

Sie nickt schwach.

„Und grüß mir Hans.“

Wieder nickt sie: „Machick allet. Und denk dran: Wa sehn uns alle wieder. Aber lass dir Zeit damit, meene Hübsche. Du hast hier noch ne Menge zu tun, wa?“

Babs nickt heftig, während Mariechen tief einatmet. „So, jetzt mussick aber. Bis dann!“

Mariechens Augen haben sich geschlossen. Der stehende Signalton schneidet sich wie ein Klinge in Babs' Seele. So endet ein beinahe 118 Jahre langes Leben. Sie beugt sich schniefend vor und küsst Mariechens Stirn. Von ihren Gefühlen überwältigt rennt sie auf den Gang und beginnt hemmungslos zu weinen. Zwei Pfleger laufen vorbei und verschwinden im Zimmer, ein Arzt folgt.

Eine Hand auf ihrer Schulter lässt Babs verstummen. Einer von Mariechens Söhnen reicht ihr ein Taschentuch.

„Sie hat ein langes Leben gehabt.“

„Klar hat sie das“, schluchzt sie. „Ich weiß das viel besser, als Sie ahnen.“

Er schüttelt den Kopf: „Sie hat uns doch alles erzählt. Uns und Millionen Lesern.“

„Und glauben Sie es?“

„Wir wissen nicht, was wir glauben sollen“, meint der zweite Sohn, der plötzlich auf der anderen Seite neben ihr steht.

„Das können Sie auch nicht“, erklärt Babs versöhnlich. „Ich kann's ja selber nicht begreifen.“

Sie sind nun beide tot. Babs und Ludwig sind übrig geblieben. Die letzten Zeugen für etwas, das unmöglich passiert sein kann.

I

1. Kapitel

Berlin 1999

Wo ist Linda? Nicht da? Na und wenn schon. Hab ich eben wieder mal die A-Karte gezogen. A-Karte Nummer tausend-schieß-mich-tot. Ist doch alles egal.

In dieser Altbauwohnung nah am Ku'damm läuft die angeblich abgefahrenste Privatfete zur letzten Loveparade des Jahrtausends. Etwa wegen der glitzernden Discokugel? Lächerlich!

Die Beats hämmern aus der Anlage. Alle reden, einige Mädchen lachen und kreischen. Eine kleine Plastiktüte geht herum.

„Probiert schon“, ruft die Gastgeberin. „Die erste ist für jeden gratis, okay?“

Zögernd greift Babs in die Tüte. Die Pille sieht nach nichts aus, wie eine Kopfschmerztablette.

Was soll's.

Die Partygäste bilden einen Kreis, die grauen Pillen auf den ausgestreckten Zungen, die Arme über den Schultern derer, die links und rechts neben einem stehen. Eine neue CD wird eingelegt. Wie ein Presslufthammer kracht der dumpfe Beat aus den Boxen: Erschrocken würgt Babs ihre Pille runter.

Scheiße!

Tiefe Atemzüge. Tiefer. Schneller. Die Reise beginnt. Es ist ... Es ist wie ... Reden! Sie muss reden! Viel reden. Und schreien. Sie sieht Gebäude, deren Fassaden Menschen verschlingen und wieder ausspeien. Sie

trinkt. Die Bauten verändern sich, ebenso die Leute, die darin wohnen. Eine tickende Uhr schwebt wie eine fliegende Untertasse durchs Bild. Die Häuserwände verdunkeln sich.

Babs trinkt mehr.

Plakate legen sich über die Wände und blättern wieder ab. Graffitistriche ziehen übers Mauerwerk.

Babs trinkt noch mehr.

Linda! Wo ist sie bloß hin?

Lachend und weinend ruft Babs nach ihr. Und trinkt weiter.

Linda, Linda, Linda, beginnt sie zu singen. Ihr wird schwindelig. Das alles ist so albern.

Babs reißt die Wohnungstür auf und stürmt in den Hausflur. Die Tür, der sie mit dem Fuß einen Stoß nach hinten versetzt, knallt ins Schloss. Sie wankt die Treppen hinunter. Ein bitterer Geschmack liegt auf ihrer Zunge, bitter vom Alkohol, der Pille oder beidem. Verloren betrachtet sie die beigefarbenen Kachelwände des Altbaus mit ihren simplen, aber schönen und klaren Mosaiken. Mit wachsender Neugier schaut sie hoch bis an den hölzernen Rand und drüber weg, wo die Wände nur noch im faden Weiß bis an die grauen Etagendecken reichen.

Jugendstil, denkt sie und: Wir gehören nicht in dieses Haus. Die ganze Stadt gehört nicht mehr um dieses Haus herum, die ganzen kaltschlichten Neubauten und der trostlose Nachkriegsschrott. Aber wen interessiert das schon? Würde sie mit ihren Freundinnen darüber reden, verstünden die kein Wort.

Ich gehöre nicht zu denen, sagt sie sich.

Babs kämpft sich zum Hauseingang vor und schafft es irgendwie, durch dieses schwere Eisentor zu kommen, das in Wahrheit nur eine etwas schwerfällige Eingangstür ist. Straßenlärm schlägt ihr entgegen und Luft. Endlich! Doch die Luft ist lau, kaum ein Windzug. Schuld ist ein richtig guter Sommer. Sie versucht es trotzdem, atmet tief ein: Gerüche von Abgasen, Zigaretten, Urin und Grillhähnchen ziehen an ihrer Nase vorüber. Taumelnd stürzt sie an einen Laternenpfahl und übergibt sich in den Rinnstein. Sie glaubt zu sterben, aber dieses Gefühl kennt sie – es wird vorbeigehen. Und trotzdem kommt es Babs vor, als würde sie gerade ihr gesamtes Leben hervorwürgen. Als es vorüber ist, sinkt sie zusammen und ringt mit brennendem Atem nach Luft. Nase und Hals erscheinen ihr wie zugeschwollen.

Der Bahnhof! Sie muss es irgendwie bis dahin schaffen. Babs nimmt ihr neues Handy, so eines, mit denen man auch fotografieren kann.

„Ludde? Nee, dich wollt ich gar nich anruf'n.“ Sie drückt ihn weg. Schwerfällig zieht sie sich an der Laterne hoch. Einen Moment bleibt sie stehen und prüft, ob sie ihren Beinen noch trauen kann. Es muss gehen. Als sie den Pfahl loslässt, wankt sie einige Augenblicke hin und her. Nach ein paar Schritten läuft sie gegen einen Benz, kippt nach vorn und schlägt auf die Motorhaube. Die Straßenlichter spiegeln ihr Gesicht auf der Frontscheibe, ein Alarm leiert aggressiv in die Nacht. Der Stern drückt in ihren Bauch, sie richtet sich ein

Stück auf und blickt auf die Bescherung. Der Stern ist leicht verbogen. Sieht blöd aus. Sie könnte ihn ja einfach ...

„Ey“, brüllt es drei Fenster über ihr: „Was machst du an meinem Auto?“

Ungläubig starrt sie gleich wieder auf ihr Gesicht in der Scheibe. Sie streicht über ihre Wangen und mustert sich, als sähe sie einen Film. Fast jeder sagt ihr, sie sei hübsch: kein Make-up, kein Piercing im Nasenflügel. Das ist einfach ein rundes Gesicht mit großen dunklen Augen, einem kleinen Schmollmund, einer feinen Nase und leichten Pausbacken.

„Was bist du denn für eine? Ich ruf die Polizei!“

„Gestatten“, sagt sie zu sich selbst und brüllt gegen den Alarm an: „Barbara Schaller! Achtzehn Jahre! Gymnasiastin mit beschissenen Noten! Wohnhaft in Marzahn, in einem Block, wo Kids kaum noch zur Schule gehen! Eingesperrt in einer Drei-Zimmer-Wohnung mit arbeitslosen Eltern, die nur noch vor der Glotze hocken! Ey, aber sonst ist alles okay!“

Wenn man über den Rest nicht redet, denkt sie.

„Verpiss dich, du kleine Ossi-Schlampe! Das ist mein Wagen. Dafür muss man arbeiten!“

Babs macht sich gerade, kämpft wütend gegen die Gleichgewichtsstörungen an und glotzt dabei an sich herunter, auf ihr knallrotes Outfit, die knielangen, nabelfreien Leggins und das kurzärmlige Top mit der grellgrünen Aufschrift „Tekkno“.

„Na warte, du kleine Nazi-Hure! Ich komm runter!“

Sie streicht über ihren kahlrasierten Schädel und

schaut noch mal auf den verbogenen Stern. Es wäre wirklich ganz leicht ...

„Arroganter Wessi-Arsch“, murmelt sie, „was weißt du schon!“ Sie beginnt an dem Stern zu drehen, zu ziehen und zu zerren. Babs hört ein laut klapperndes Getrappel im Treppenhaus, die Tür wird aufgerissen und ein fetter, behaarter Kerl im offenen Bademantel knallt mit seinen Holzpantoffeln auf sie zu, stolpert und klatscht wie ein Walross auf die Gehwegplatten.

„Scheiße, verdammt!“

In diesem Moment gibt der Stern nach und Babs taumelt vom Wagen davon auf die Straße. Ein Taxi bremst quietschend. Sie taumelt weiter. Ein Hupkonzert ertönt, zu dem sie zischend Tekkno-Beats imitiert, während sie an Geschwindigkeit zulegt. Ihr „arroganter Wessie-Arsch“ hat sich gerade erst wieder aufgesammelt und kommt nicht hinterher.

„Ihr klaut schon wie die Polacken“, hört sie ihn noch fluchen.

Wer ist hier der Nazi, denkt sie noch, das Handy wieder zwischen den Fingern.

„Ludde? Ey, wieso rufst denn du mich jetzt an? Ob es mir gut geht? Is doch scheißegal, Mann! Wen interessiert das? Dich? Ach, hör doch auf! Du machst dir Sorgen? Ich klinge stoned? Ja und? Ich bin achtzehn! Ich kann klingen, wie ich will! Ja, zum Bahnhof. Bin gleich da. Du auch? Ach nee, ist ja ganz was Neues.“

Es ist noch früh. Ihre Eltern werden wach sein. Babs drückt Ludde erneut weg und schafft es endlich, eine Freundin anzurufen ... Nur die Mailbox. Auch gut, sie

hat grade eh keine Luft zum Reden. Babs geht langsamer, tupft ihr Handy an die Lippen und überlegt, bei wem sie sonst noch übernachten könnte. Doch es ist hoffnungslos: An diesem Tag ist niemand erreichbar, das Klingeln geht im Fetenlärm unter. Also doch nach Hause. Ist ja auch egal.

Mühsam kann sie sich zwingen, weiterzugehen. Sie erinnert sich plötzlich an die Wende, wie sie mit ihren Eltern inmitten jubelnder Menschen stand, Trabis mit Hupkonzerten in den Westen rollten, die Leute auf der Mauer sangen und tanzten, wobei ihre Körper im Licht von Scheinwerfern und Laternen dunkle Schatten zeichneten. Sie hatte auf den Schultern ihres Vaters gesessen, eine achtjährige Göre, die sich dafür eigentlich schon zu erwachsen fühlte, nun aber mit großen Augen umherschaute.

Krampfhaft schließen sich ihre Finger um den Stern. Und sie denkt an das, worüber sie mit dem fetten Benz-Wessie bestimmt nicht reden würde. Am liebsten würde sie es vergessen, aber es war und ist zu bedeutend. So wichtige Sachen kriegt man nie aus seinem Gedächtnis. Warum müssen Eltern einem bloß immer so viel Schuld einimpfen? Es war doch auch so schlimm genug ...

*

Der Bahnhof. Endlich am Zoo. Jetzt nur noch auf den Bahnsteig. Was, wenn die Rolltreppen wieder nicht gehen?

Sie folgt notgedrungen einem Pärchen, da man offensichtlich den gleichen Weg hat. Babs hasst Liebespaare, zwei glücklich wirkende Menschen, die etwas teilen, was sie nicht hat. Wenn sie an all die Typen denkt und an ...

Scheiße! Scheiße! Scheiße!

Die beiden bemerken nichts um sich herum. Er schmeißt sogar dem Gitarrenklimperer 'ne Münze in den Koffer. Hören die nicht, dass das Geschrammel nichts, aber auch absolut gar nichts mit Musik zu tun hat? Haben wohl eh nur Geigen im Ohr. Und nicht nur das erbärmliche Gezupfe ist scheiße, sondern alles an diesem Typen.

Eigentlich.

„Hi.“ Schwerfällig geht sie vor ihm in die Hocke. Ihr trüber Blick wandert über seine Einnahmen. Sie nimmt ein paar Münzen und zählt nach.

„Haste wieder deine Schülerkarte vergessen?“

Sie nickt. „Kriegst es zurück, Ludde. Weißte doch.“

Er streicht seine langen, verfilzten Haare zurück. Ein faltiges Gesicht kommt zum Vorschein.

„Was'n los?“

„Gar nichts.“

„Seit wann bist du stoned? Und auch noch besoffen wie nie!“

„Was weißt du schon?“

„Ich weiß, dass ich nichts weiß, Babslein. Darum frag ich.“

„Bist du mein Vater oder was?“

„War's Ecstasy?“ Er schüttelt den Kopf: „Ecstasy und

Alk, stimmt's? Du wolltest mal Architektin werden. Erinnerst du dich?“

Sein nöliger Ton geht ihr auf die Nerven, auch wenn sie vermutlich gerade gut mithält. Und irgendwie ist dieser abgebrannte Bahnhofskiffer immer für Überraschungen gut. Es fing an, als sie mal mit umgedrehten Hosentaschen vor ihm gestanden hat und bedauerte, ihm für diese entfernte Imitation einer Musik nichts geben zu können. Und was machte der? Fragte sie, ob sie eine Fahrkarte hatte, um nach Hause zu kommen. Und dann gab er *ihr* Geld aus seinen spärlichen Einnahmen. Er hatte fast geheult, bis sie die von ihm abgezählten Münzen für eine einfache Fahrt endlich angenommen hatte. Und manchmal kommt es ihr vor, er würde sie viel genauer und länger kennen als seit diesem Tag.

Warum hat sie vorher nie darüber nachgedacht? Und warum jetzt? Wie einschlagende Meteoriten hämmern die Gedanken auf Babs' Hirn ein, das in diesem Moment genug damit zu hat, ihrem Körper kontrollierte Bewegungen abzutrotzen. Sie versucht, sich aus der Hocke zu erheben, und landet auf dem Hintern.

„Ich nehm's nie wieder, okay?“

„Hab ich früher beim Dope und Koks auch immer gesagt.“

„Beruhig dich! Gekotzt hab ich eh schon.“

„Gratuliere, wie ich sehe, ist nichts auf die Klamotten gegangen. Wenn du unbedingt 'n Trip willst, den kannst du haben.“

Sie muss ihn jetzt sehr dämlich anschauen, jedenfalls

grinst er breit. Er zupft ein paar Takte, zu wenig, um gut oder schlecht klingen zu können, und spricht:

*„Wait a minute, you will see,
what happens now: your destiny.“*

Ludde legt das zerkratzte Instrument beiseite. Er steht auf, schließt den Koffer – dank Loveparade prall mit Münzen gefüllt – und nimmt die Gitarre auf den Rücken. Behutsam hilft er Babs hoch.

*

Sie stehen auf der Rolltreppe. Ludde hat ihren Arm um seine Schulter gelegt, in der anderen Hand hält er den Koffer: ein paar mühsame Schritte über den Bahnsteig, dann erreichen sie eine Bank und beide lassen sich auf die Sitzfläche fallen. Die Münzen klimpern dumpf. Babs wird erneut übel. Sie beginnt zu würgen, doch nichts passiert. Leise summend wirft sie den Kopf zurück.

Durchatmen.

Die Gedächtniskirche läutet zur Mitternacht. Die Schläge hämmern schwer in Babs' Schädel. Nervös rutscht sie auf der Bank hin und her und schaut in alle Richtungen, wie damals auf den Schultern ihres Vaters. Die Bahnsteige sind leer.

Und das während der Loveparade?

Menschen aus der halben Welt sind in dieser Nacht unterwegs, anderthalb Millionen sollen es insgesamt

sein. Auf der Suche nach Partys, Clubs und Diskotheken können die sich nicht alle in Luft aufgelöst haben! Und dennoch: keine Menschenseele.

Während der letzte Glockenschlag nachhallt, fährt eine S-Bahn ein. Die Wagen rattern übers Gleis, bis die Motoren dumpf aufheulen, der Triebzug abbremst und langsamer wird. Die Waggons rollen aus und kommen mit einem quietschenden Ruck zum Stehen. Ein harter Zischlaut jagt von den Bremszylindern wie ein Peitschenhieb über den Bahnhof.

„Na komm, Babsilein.“ Ludde steht auf, hilft ihr an den Zug heran und öffnet die Türen.

„Komisch“, murmelt Babs. „Der Zug ist ja leer.“

„Nicht schlecht“, kommentiert Ludde: „Nicht mal eine verschütt gegangene Schnapsleiche, die dich belästigen könnte.“

„Das ist ein ziemlich alter Zug, oder?“

Sie steigen ein. Die Waggons sind ungewöhnlich sauber. Nirgendwo rollen Colaflaschen herum, verstopfen leere Flachmänner und Bierdosen die kleinen Müllbehälter oder liegen alte Zeitungen auf den Bänken. Alles scheint gründlich aufgeräumt, beinahe sterilisiert.

„Hab ich etwas verpasst?“

„Mach dir keine Sorgen, Prinzessin. Du kommst wohlbehalten nach Hause. Die Fahrt wird nur etwas länger dauern.“

Er lässt sie auf eine Sitzbank gleiten; eine harte, primitive Holzbank. Dabei rutscht das abgegriffene Buch aus seiner ausgebeulten Hosentasche, das er immer bei sich hat. Er hebt es auf und steckt es wieder ein.

„Interessanter Schmöker“, versichert er. „Habe ich schon zigmal gelesen. Muss ich dir unbedingt mal leihen.“ Dann dreht er sich um und steigt aus.

Nach so langer Zeit will er ihr diesen abgegriffenen Papierfetzen leihen? Und was meint er damit: Die Fahrt wird länger dauern?

Ludde geht zurück zur Bahnsteigbank und greift nach dem Koffer. Noch einmal schaut er sich zu Babs um, winkt und geht zu den Rolltreppen.

Die Türen schlagen zu. Babs fährt herum. Im selben Augenblick geht ein Ruck durch die Waggon. Sie fällt zwischen die Sitze. Hämmernd und rumpelnd, als hätte jemand vergessen, die Bremse zu lösen, fährt die S-Bahn an. Die Motoren jaulen wie eine Meute angebundener Kampfhunde, die kurz davor sind, sich gegenseitig zu zerfleischen. Die Stromschiene zischt und knistert, während die stählernen Räder sich in einer frühen Kurve kreischend am Schienenstrang reiben. Ihr Kopf schlägt unterhalb des Fensters an die Wand. Sie fühlt sich wie von einer unsichtbaren Hand zu Boden gedrückt. Die Arme auf der Sitzfläche verschränkt, wartet sie ab. Ihr bleibt auch nichts anderes übrig.

Nach einer Weile gleitet die S-Bahn an den nächsten Bahnsteig heran.

Station Tiergarten, oder? Natürlich Tiergarten, was denn sonst? Könnte sie doch nur aus dem Fenster schauen!

A-Karte-tausend-schieß-mich-tot und eins, denkt sie.

Eine verspätete Turmuhr schlägt noch einmal Mitternacht.

2. Kapitel

Ludwig

S7! Das haben die beiden gesagt: S7 Richtung Friedrichstraße.

Vielleicht hat er Glück und der Zug, den er gerade einfahren hört, ist schon seiner. Eilig läuft er die Treppen zum Bahnsteig hoch. Bloß den Zug nicht verpassen! Aber diesmal wird er drauf achten, dass er nicht wie neulich in den falschen steigt.

Hat es gerade gedonnert?

Er knüpft schnaufend sein Jackett zu. Ein Gewitter fehlte noch, denn den Schirm hat er im Studentenheim liegengelassen. Die mildsauerliche Frühlingsluft nach dem leichten Regen wirkt wie eine Droge, mit einem Blick auf die Armbanduhr atmet er sie tief ein.

Tatsächlich schon Mitternacht.

Ludwig hätte nie gedacht, dass der Besuch bei seiner Tante so lange dauern würde, ohne sich dabei zu langweilen. Schon seit zwei Wochen in Berlin hat er sich endlich einmal mit ihr treffen müssen. Dass er auf dem Weg zu ihr in den falschen Bus gestiegen ist, passt mal wieder.

Tante Marianne ist sehr viel aufgeschlossener als seine Eltern. Probleme mit seiner Frisur hatte sie trotzdem. Grinsend fährt er durch seine langen, schwarzen Haare - feucht vom Nieselregen - und befühlt seine stetig wachsenden Koteletten: je dicker, desto besser. Er hat sich an die Blicke der Passanten gewöhnt, die

entsetzten Alten, die grinsenden Kinder, die Bewunderung vieler anderer Studenten und vor allem Studentinnen. Ja, hier hat er etwas richtig gemacht.

Wie sehr er doch sein kleines Dorf satt hat. Alle essen, trinken und rauchen, als gäbe es kein Morgen. Sie schufteten wie besessen, erfinden jede erdenkliche, zusätzliche Arbeit, um nur nicht nachdenken zu müssen und sei es nur wegen der ländlichen Trostlosigkeit. Aber es ist ja viel mehr, und junge Leute wie Ludwig, die nach dem Krieg fragen, sind böse, undankbar und überhaupt. Er fragte seine Tante, sie bot ihm einen Schnaps an. Er hat ein Glas getrunken, ein bisschen Mut für diesen *Hard Days Night Club*, in dem Helga und Sonja ihn gleich noch treffen wollen, ein zweites lehnte er ab. Die Flasche hat noch dagestanden, als er ging.

Wie lang so eine Treppe sein kann, dafür sorgt allein Ludwigs Gedankenwelt. Als er schwer atmend den Bahnsteig betritt, kommt der Zug gerade ruckelnd zum Stehen.

Soll er jetzt wirklich noch zu diesem Club fahren? Da spielen um diese Zeit noch Beatbands. Helga und Sonja werden sicher noch da sein: Er solle sich nicht wundern, das *Hard Days Night* liege in einer Industriebranche. Sie glauben eh, er traut sich nicht. Für ein nervöses Landei halten sie ihn. Hätte er bloß nichts von seinem Dorf aus dem Wendland erzählt. Aber schlimmer wäre, wenn sie ihn einen *lahmarschigen Spießbürger* titulierte hätten, das haben sich manche Studenten schon von ihnen anhören müssen. Die beiden wür-

den sicher staunen, wenn er jetzt noch dort auftauchte. Er könnte doch wirklich mal versuchen, ganz locker zu sein und ... Muss man da eigentlich tanzen?

Er schaut auf die Waggonen und die Zuganzeige.

S7! Na also. Die Richtung stimmt auch. Aber was stimmt nicht? Da ist dieser leichte Druck im Ohr. Den hat er seit diesem merkwürdigen Knall.

Er schüttelt den Kopf. Irgendetwas ist hier nicht normal. Vielleicht, weil niemand sonst auf dem Bahnsteig steht? Na gut, es ist spät, aber ... Hey! Das hier ist Berlin! Der Waggon vor ihm ist ebenfalls leer. Er läuft zum nächsten: auch niemand da. Beim dritten liegt ein Arm auf einer Bank. Da braucht jemand Hilfe! Er zieht die Türen auf, steigt ein und hastet an den Tatort.

„Du meine Güte ... Warten Sie! Ich helfe Ihnen.“

Zögernd greift er unter ihre weichen Oberarme, fühlt die Wärme unter den Achseln. Während er der jungen Frau auf die Bank hilft, schlägt ihm Schweiß- und Alkoholgeruch entgegen. Was sie an hat, ist nicht viel mehr als ein ungewöhnlicher Badeanzug. Und ihr kahler Schädel: als käme sie aus dem KZ!

Die Türen schlagen zu. Beide fahren erschrocken zusammen. Er dreht sich um und muss seine Fluchtimpulse begraben, denn der Zug fährt weiter. Er lässt sich ihr gegenüber auf die Bank fallen und blickt sie schluckend an. Ein peinlicher Schauer überkommt ihn beim Gedanken, sie gehalten zu haben. Ihr hübsches Gesicht rührt ihn, hält ihn davon ab, sich woanders hinzusetzen, denn vor allem ist sie ihm unheimlich. Sie

erwidert seinen Blick, wenn auch aus halb geschlossenen Augen. Gott sei Dank ist sie bei Bewusstsein. Mit langen Haaren wäre sie bestimmt wunderschön. So irre, wie sie schaut, könnte sie aus einer Klinik geflohen sein. Vielleicht gab es da so eine Art Badetherapie, bei der sie nicht ins Wasser wollte? Er schiebt sich die Brille am Nasenbein hoch, spürt ihr Misstrauen.

„E-entschuldigen Sie: Darf ich Sie was fragen?“

„Tust du schon.“

„Äh ja! Das ist doch die S7, oder? Richtung Friedrichstraße, richtig?“

„Na klar.“

„Puh! Dann ist ja gut.“

„Gar nichts ist gut.“

„Wie? Ach so! Ja, tut mir leid. Kann ich irgendwas für Sie tun?“

„Vielleicht mit dem Gesieze aufhören! Was soll denn das? Bist doch kaum älter als ich.“

„Oh! Ich darf Sie duzen? Einfach so?“

„Nee, kannst mich auch mit nem Dokortitel anquatschen, wenn's dir Spaß macht.“

„Ja gut, also ... Ludwig. Ludwig Meyer.“ Sie reagiert nicht auf seine gereichte Hand, antwortet nur knapp mit „Babs“.

„Ah! Babs wie Barbara, nicht wahr? Sie mögen ... Äh, du magst keine Doktoren, wie?“

Sie sinkt der Länge nach auf die Bank.

„K-kann ich dir irgendwie helfen?“

Als sie nicht antwortet, steht er auf, beugt sich über sie: „Sag doch! Kann ich etwas für dich tun?“

„Fass mich nicht an“, schreit sie.

Ludwig weicht zurück, fährt hoch und flüchtet zwei Schritte auf den Gang. Mit klopfendem Herzen starrt er auf den Mercedes-Stern, dessen scharfe Abbruchkanten sie ihm zitternd entgegenhält.

Hans

U!S!A! United States of America! Die Vereinigten Staaten.

Hans hat lange nicht mehr dran gedacht, dabei wollte er bis vor einigen Jahren unbedingt dorthin auswandern. Aus dem Land der arg begrenzten ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, so sah er es damals.

„Now they call it swing“, summt der kräftige Blondschopf, nachdem er sich von den Kameraden loseisen konnte und den Geruch von Bierdunst, Zigaretten und Bratwürsten hinter sich gelassen hat. Warum man einen Neuzugang in die Partei immer in einer Eckkneipe begießen muss, wissen die Jungs allein. Er summt weiter vor sich hin und steppt über den Gehsteig. Sein Hut sitzt nicht gerade, er versucht, es zu korrigieren, aber nun sitzt die unartige Filzkappe zur anderen Seite schief.

Schade, dass keiner der Kameraden zum Tanzen gehen mag: Sie sind so stillos. Im Grunde sind es Ratten. Beim Tanzen kann man die aufregendsten Frauen der Stadt treffen, besonders zu Swing. Dort trifft er all die Menschen, die wissen, was gut ist. Seine Sammlung an Schellackplatten zum Beispiel: Louis Armstrong, Billie

Holiday, Fletcher Henderson, Coleman Hawkins und so viele weitere Jazzperlen.

Gut, dass man seinen Lieblingsschuppen – den Spielen sei Dank – wieder geöffnet hat. Jazz und Swing als Negermusik und Ruhestörung zu begreifen, ist lächerlich. Was gut ist, ist gut. Basta!

Wenigstens zum Sport kann er den Haufen bekehren. Turnen weniger, obwohl ein genauso geschmeidiger wie muskulöser Körper viel beweglicher und schlagkräftiger ist. So wie er gern tanzt, tänzelt er beim Boxen, und seine linke Führ- und die rechte Schlaghand bringen es ebenso wie seine Kombinationen. Bisher hat er jedenfalls noch jeden aus dem Haufen auf die Bretter geschickt.

Abwechselnd folgt einer Steppeinlage ein Schattenboxen.

„I'm on my way, Baby“, flüstert er einer Schaufensterpuppe zu.

Ja, denkt er, ich komme aus ihren Reihen. Wir sind alle eine große Gemeinschaft. Ich darf diese Hammelherde führen und das ist gut so. Vielleicht kann ich aus diesen Krähen Schwäne machen. Vielleicht bringe ich sie sogar noch zum Tanzen.

Seufzend geht er durch den Eingang der S-Bahn-Station Bellevue und stampft mit aufkommenden Kopfschmerzen unruhig die Stufen zum Bahnsteig hoch.

Was ...? Ein lauter Knall lässt ihn zusammenfahren.

Wütend erinnert er sich an die von einem Pennäler geplatze Brottüte, bei der er so zusammenzuckte, dass die Kameraden sich vor Lachen bogen. Über vier Häu-

serblocks hatte er den Knirps gejagt. Das war noch peinlicher als bei seinem ersten Boxkampf, wo die Klopfsignale ihn erschreckten. Das Grinsen hätte sich sein Gegner besser gespart: Zum Gong lag der nämlich auf den Brettern.

Ordnung, denkt er.

Seine Augen werden glasig, die Lippen zittern. Die Aufstände, das Knallen der Gewehrkugeln: Wieder sieht er, wie sie sich schützend vor ihn wirft, auf ihn stürzt und unter sich begräbt, ihr toter Körper minutenlang wie ein schweres, schützendes Schild über all dem Chaos darüber. Auch wenn er noch ein Kind war, er hörte die wilden Zurufe und die ersten Schüsse, noch bevor sie überhaupt verstand, was geschah. Trotzdem verließ er sich auf sie, darauf, dass seine Mutter mehr sah als er.

Eine Turmuhr schlägt Mitternacht. Er hört die S-Bahn einrollen und legt ein paar Schritte zu. Am Bahnsteig stutzt er. Es ist sein Zug, die S7. Irgendetwas beschäftigt ihn, gibt ihm das Gefühl, keine gewöhnliche S-Bahn-Fahrt vor sich zu haben. Er fühlt sich wieder wie ein Kind, ein Junge auf dem Jahrmarkt, hin- und hergerissen zwischen Wahrsagerinnen, Zauberern und Geisterbahnen.

Come on, Hans! Das sind nur die Biere.

Er geht an einen Waggon und reißt die Türen auf, als bräuchte es allen Mut, um ein Tor zu einer schrecklichen Wahrheit zu öffnen. Als wäre ihm bisher noch zu viel erspart geblieben! Er geht hinein und fängt erschrockene Blicke auf. Ein seltsamer, großer, lang-

haariger Mann hat sich über jemanden gebeugt. Er läuft hin und bleibt stehen. Schluckend nimmt er seinen Hut ab. Auf der Bank liegt eine kahlköpfige, kaum bekleidete Gestalt.

„Gott sei Dank“, ruft der Langhaarige. „Sind Sie zufällig Arzt?“

„Nee.“ Fassungslos streicht er sich über die dünnen Haarschichten im Nacken und an den Schläfen. Unter zunehmenden Herzschlägen bringt er seinen Seitenscheitel in Form.

In diesem Moment schlagen die Türen zu. Er fährt zusammen und geht in die Knie. Ein Klappern zieht durch alle Waggons. Der Zug fährt an.

Er steht auf, schiebt diesen glotzenden Lulatsch zur Seite und klatscht dem zarten Burschen da auf die Wangen. „Mensch, Junge! Kannste mich hören?“

Nichts. Er richtet den Knaben an der Schulter auf. Als der wieder nach vorn kippt, fängt er ihn am Brustkasten ab ... Am Brustk...?

„Mein Gott! Das ist ja ein Mädchen!“

„Ich weiß.“

„Warum hat sie kein Haar? Was ist hier los?“

„Keine Ahnung. Ehrlich.“

Hans mustert die Gepeinigte, die leise vor sich hin murmelt. Ein Kerl mit langen Weiberhaaren und ein Mädchen ganz ohne. Was hat das zu bedeuten?

Irgendwie schade, denkt er noch, sie hat so ein hübsches Gesicht.

Für einen Moment erträumt er sich, sie zum Tanzen auszuführen, zu lange hat er das nicht mehr getan. Sie

zittert. Er riecht eine Fahne - sie hat deutlich mehr getrunken als er - zieht sein Jackett aus und deckt ihren Oberkörper zu.

„N-nach Hause“, stammelt sie hoffnungslos, „ich will doch bloß nach Hause.“

„Wie sieht sie denn aus?“, fragt er den Langhaarigen, „Haben Sie schon mal so einen Aufzug gesehen?“

„Nein, bestimmt nicht. Es erinnert an einen Badeanzug, oder?“

„Ein Badeanzug?“ Sein abfälliger Blick streift den seltsamen Jesus-Mann. Ja, wie Jesus sieht er aus. Aber was macht Jesus in einer S-Bahn?

Nein, denkt er, ganz so schlimm kann es noch nicht sein. Ich lebe!

„Hey, Fräulein! Was ist mit Ihnen los? Was ist passiert? Was hat man mit Ihnen gemacht?“

Na, Mahlzeit: Sie glotzt einfach nur.

Hans geht mit dem Gesicht ganz nah ans Fenster, bis er seinen Scheitel zwischen Stirn und Scheibe quetscht. Da draußen ist nichts als pechschwarze Finsternis, keine Straßenlichter, Leuchtreklamen, erleuchtete Fenster oder Fahrzeuglichter, nicht mal Streckenbeleuchtung. Dabei fährt die Linie hier durch keinen Tunnel.

„Was ist denn bloß los?“, wimmert das Mädchen hinter ihm: „Ludde! Wo bist du?“

Armes Ding, sagt er sich. An der nächsten Station gibt er dem Schaffner Bescheid. Der soll einen Arzt rufen ... Das Licht flackert! Polternde Schläge erschüttern den Waggon! Was ...?

Es folgen weitere Schläge, ein Inferno von Erschütterungen und krachenden Geräuschen. Die Waggons werden durchgeschüttelt, als seien sie entgleist und schlitterten nun über Schotter und Steine. Der Wagen scheint jeden Moment umzustürzen. Was kann er tun? Was kann er diesmal besser machen? Was ist anders, was ...?

„Nein“, schreit er. „Nein! Aufhören!“

Hans sieht die kahlköpfige junge Frau von der Bank taumeln und in den Jesus laufen, beide fallen zu Boden. Er selbst glaubte, Halt an einer Stange gefunden zu haben, doch die löst sich gerade unter seinen Händen auf. Er stürzt auf eine Sitzbank und prallt mit dem Oberkiefer an die Rückenlehne.

Stöhnend findet er sich auf dem Gang liegend wieder. Mit verschwommenen Blick starrt er an die Wagen-
decke.

„Schluss“, brüllt er.

Wie auf seinen Befehl scheinen die Erschütterungen aufgehört zu haben, das Licht flackert weiter. Er stöhnt vor Schmerzen und schmeckt Blut.

„Ha-haben Sie das gesehen?“, hört Hans sich brüllen. Als er keine Antwort bekommt, richtet er sich auf und wischt sich mit seinem Taschentuch das Blut aus dem Gesicht. Erschrocken schaut er sich um, glotzt auf die muffig grünbraunen Wände völlig anderer, alter Waggons mit ihren weißen, in schwarzem Altdeutsch bedruckten Hinweis-Schildern. Der Triebzug ist wie vom Erdboden verschluckt worden. Der Signalfiff einer Dampflok lässt Hans erneut zusammenfahren. Er

springt auf und sucht nach den Türen: Die finden sich nur noch an den Wagenenden. Draußen schwirren Lichter durch das Höllenschwarz, wabernden Quallen und Wasserblasen gleich. Die Lichterschau erinnert ihn an Fotos, wie sie sein Vater – ein begeisterter Amateurfotograf – einst in einer eigenen Dunkelkammer entwickelte. Langsam bilden sich Konturen, zeichnen sich hölzerne Balken, große Eingangstüren, Schilder und Menschen ab. Die Personen bewegen sich, sprechen unverständlich: eine verzerrte Geräuschkulisse, als drückte man die Nadel eines Tonarms zu fest auf den Plattenteller.

„Hallo“, ruft er und schlägt gegen die Türen, „hört uns jemand? Wir wollen hier raus!“ Doch die Menschen da draußen scheinen nur blasse Gespenster zu sein. Sie sind da, obwohl der Zug weiterfährt.

„Hilfe“, schreit die junge Frau, plötzlich wieder auf den Beinen, und trommelt hysterisch gegen die Fenster. Und da ist ja auch wieder der Jesus: Er glotzt nur auf die sich nicht voll entwickelnden bewegten Bilder. Wenigstens die beiden sind keine Einbildung.

Hans schüttelt sich, herrscht sich selber an: „Ordnung! Zusammenreißen!“

Er zwingt sich in einen festen Stand. Was immer hier passiert, es muss dafür eine logische Erklärung geben. Er muss Verantwortung übernehmen. Führung! Die meisten Deutschen sind nun mal verweichlichte Schwächlinge, Bedenkenträger und Bremsen. Er ist stark! Ein Macher wie Adolf Hitler!

Mariechen

„So, mein Dämel“, murmelt sie. „Dann wollen wa ma kieken.“

Ein kleines Bündel geschnürt, wiegt Mariechen ihren kleinen Körper und summt eine Melodie. Sie könnte heulen, doch sie lächelt. Immer wenn es am schlimmsten ist, schaut sie von oben auf sich und all die andern herab, beobachtet die Szene wie ein Stück auf der Volksbühne oder einer Operette im Theater des Westens: Orte, an denen sie ohne manch betuchtem Freier nie gewesen wäre.

Es riecht nach verfeuerter Kohle. Mariechen stößt den Geschmack dünner Kohlsuppe hoch. Ihr Magen knurrt. Mal wieder eine dicke Erbsensuppe mit Bockwurst und Kartoffeln, das wär's. Sie rückt sich ihr schwarz glänzendes Kleid zurecht, greift beherzt in ihre knapp verhüllten Brüste, damit sie im plüschumrandeten Ausschnitt voll zur Geltung kommen.

Der Krieg is nich dit Wahre, mein Dämel. Dit Siegen. Dit Verlieren. Dit Sterben und Hungern. Du nimmst ma die Männer, Dämelchen. Marschmusik und Tamtam: lächerlich. Frieden wäre mal ne ulkije Sache, du Dämel in Memel. Warst lange jenug dit Väterchen, dit ich dank dir nich mehr habe. Veränderung ist das Stichwort.

Sie lächelt weiter, für nichts und niemanden - nicht mal das kleinste Glas für ihr Spiegelbild steht zur Verfügung - doch nach den Rundungen ihres drallen Leibs ist Lächeln ihr größtes Kapital, das will geübt

sein. Da steht sie wie eine aufgehübschte Liliputanerin, eine etwas zu obszön gefertigte Puppe, die die Wahrheit ihrer früh herangewachsenen Kurven abbildet und die Fantasie ihrer Freier beflügelt. Das pausbackenrunde, kindliche Gesicht verschwindet hinter einem fast schon clownesken Berg von Schminke. Sie betont die kleine runde Nase, versucht, sie über dem kirschroten, erdbeerförmigen Schmolmund nicht zu sehr untergehen zu lassen. Ihre kräftigen Wimpern wirken wunderbar falsch, das mögen die Männer, und ihre kugelrunden blauen Augen erst recht. Den langen gelbblonden Haarschopf hat sie am Hinterkopf zu einem verspielten Knäuel zusammengebunden. Lange Strähnen krümmen sich links und rechts im Nacken, zwei kräftige Locken fallen beidseitig über ihre Wangen.

Mehrere Turmuhren beginnen Mitternacht zu schlagen. Zwei Jahre ist es her, als sie hier – gerade sechzehn – aus dem Zug stieg. Derselbe Zug, dieselbe Dampflok, die gerade stapfend, zischend und pfeifend dieselben dunkelgrünen Wagen hinter sich her an den Bahnsteig zieht. Heute steigt sie wieder ein. Lange hat sie auf ihren Wirtschaftler einreden und seine Bedenken zerstreuen müssen. Allein der Hunger mag seinen Argwohn gezähmt haben. Morgen früh muss sie zurück sein, doch wie schön wäre es, aufgehalten, ja entführt zu werden. Landet sie am Ende erneut bei ihm, hätte sie wenigstens einen kleinen Ausflug in die Freiheit genossen. Kommt sie mit leeren Händen, gibt es Schläge.

Morgen um neun. Noch vor wenigen Minuten übermorgen. Fast eine halbe Ewigkeit, zumindest eine gan-

ze Anzahl von Stunden, wo vieles passieren kann. Andere ferne Welten geistern durch ihren Kopf: Seeungeheuer, Piraten, Kapitäne und Wissenschaftler, die Abenteuerlektüre ihrer anhaltenden Jugend. Sie glaubte, genug Bücher verschlungen zu haben, das Leben wartete.

Ein schönes Leben hat sie sich eingebrockt. „Keene neunzehn und schon klugscheißend wie ne Alte“, hat ihr Wirtschaftler mal gesagt. Mariechen öffnet die Tür eines Waggons mit festem Griff. Sie steigt die Stufen hoch und schließt sie wieder, da niemand weiteres zuzusteigen scheint.

„Der Zug hat sich eindeutig verwandelt“, ruft ein großer langhaariger Mann, wohl ein Südländer. Mit der Brille sieht er aus wie ein junger Professor.

„Blödsinn“, grollt ein attraktiver Blondschoopf zurück, wenig kleiner als der andere, dafür umso muskulöser. „Züge verwandeln sich nicht.“

„Der hier hat sich aber verwandelt“, keift eine Kahlköpfige in knappem Trapezkostüm zurück.

Na, dit kann doch spannend werden, mein Dämelchen, denkt sich Mariechen.

„Ich sage es nochmals“, donnert der Blonde mit seinem Bass: „Züge verwandeln sich nicht. Ich für meinen Teil hab was getrunken. Wie sieht es bei Ihnen aus?“

„Ich hatte einen Schnaps“, sagt der Südländer.

„Bier, Wein, Sekt, Vodka ...“, beginnt die Kahlköpfige aufzuzählen.

„Da haben wir's doch!“ Der Blonde verschränkt die Arme. „Wir haben alle was intus. Das muss es sein!“

Wahrscheinlich sind wir umgestiegen und haben es nicht mal gemerkt.“

„Aber wo fahren denn noch solche alten Dampfzüge“, fragt der Schulmeister-Jesus. Für einen Südländer hält Mariechen ihn nicht mehr: Dafür benimmt er sich irgendwie nicht südländisch genug.

Der Zug fährt an. Die drei taumeln und erschrecken.

„Der Zug hatte gehalten“, schimpft der Blonde: „Seht ihr? Es ist jemand zugestiegen: Haben wir auch alles nicht gemerkt. Sehen *Sie*, wollte ich natürlich sagen. Wir sollten uns vielleicht mal vorstellen.“

„Dit is doch mal ne Idee, wa?“ Mariechen stolziert lächelnd auf die drei seltsamen Fahrgäste zu: „Ick bin dit Mariechen. Dit Funkemariechen, vastehta?“

Sie schweigen.

„Na ick kannte mal eenen aus Köln. Da machen'se doch Karneval. Und wo ick doch wirklich Mariechen heiße. Und ick funkel och, wa?“ Die Hände auf den Hüften wendet sie ihren Ausschnitt abwechselnd den jungen Männern zu. Aber immer noch schweigen alle und schauen sie an wie eine Litfaßsäulen-Reklame.

„Ich glaub das nicht“, hört sie den Blondschoopf fluchen. „Warum kommen wir hier nicht raus? Und wie viele Fantasiegestalten werden hier noch einsteigen?“

„Keene Sorge, Süßer. An mir is allet echt. Willste mal anfassen? Kostet nüscht.“

So wie die Blicke der Herren zwischen ihr und der Kahlköpfigen wechseln, wirken alle drei orientierungslos. Mariechen fasst Mut und setzt sich vor ihnen hin. Zögernd nehmen die Männer gegenüber Platz. Noch

zögernder sinkt die Kahlköpfige neben ihr auf die Bank. Sie verbirgt etwas unter ihren Fingern. Ein Messer?

Trotz vieler Fragen schlägt Mariechen ihre Beine übereinander und zeigt unterm rüschenbesetzten, weißen Unterrock ihre mit dunklen Netzstrümpfen bestückten Schenkel. An ihren Füßen glänzen schwarze Lackschuhe mit hohen Absätzen. Sie ist stolz auf ihre runden Ober- und die schlanken Unterschenkel, auch wenn die Beine gern etwas länger sein könnten. Triumphierend schaut sie zu, wie die beiden Männer verstohlene Blicke riskieren. Da geht doch was! Und so schmiege wie der Blonde angezogen ist, hat er vielleicht sogar Geld.

„Also derart habe ich mich noch nie verfranzt“, grummelt der Langhaarige.

„Manchmal lohnt es sich, een paar Stationen weiterzufahren. Ick liebe so eenen Zug inner Nacht, wenn man janz unter sich ist. Na kommt schon! Et jibt doch schlimmeret, wa?“

Beide schauen verlegen zur Seite.

„Ick will nach Marzahn“, fährt Mariechen ermutigt fort. „Hätten de Herren nich Lust, mir zu begleiten? Eh, ick mach euch'n rischtisch juten Preis!“

„Danke, meine Zuckerschnute“, winkt der Blonde ab, „aber wir haben jetzt andere Probleme.“

„Dit müssen große Probleme sein, wenna euch so een Angebot entgehen lasst.“ Sie lehnt sich zurück und verschränkt die Arme im Nacken. Ihr voller Busen strafft sich. „In so nem handlichen Format wie mir kriegta so

schnell keine mehr. Übernachtn könnt ihr och bei mir, für umsonst. Is ja schon spät, wa? Allet keen Problem, ihr Hüb....“

„Halt endlich die Klappe!“

Leise aber deutlich, denkt Mariechen. Verdutzt schaut sie ihre Sitznachbarin an: „Hastet wohl och schon vasucht, wie?“

„Der Langhaarige steht auf. „Einen Schnaps hatte ich. Einen einzigen! Auch wenn ich's nicht gewöhnt bin, davon kann ich nicht dermaßen betrunken sein, dass ich die Orientierung verliere. Wo fahren bitte noch solche alten Züge?“

„Wat heißt denn alt, meen Hübscher? Falls de so eenen der janz neumodischen Triebwajenzüge vamisst, de testen se jerade in Hamburg. Weeßick von nem Lokführer, den ick mal hatte. Und ick interessier' ma nämlisch für allet Moderne, wissta?“

Der Langhaarige schaut sie fragend und traurig an: „Dieser Zug hat sich jedenfalls verwandelt. Wie ist das möglich?“

„Na, damit kennick ma ja noch viel besser aus. Eben doch ena zuviel, wa? Ditte bloß eenen hattest, sags'te bestimmt immer.“

„Der Zug ist alt“, stimmt der Blonde dem Langhaarigen zu, „aber die Triebzüge, die sie jetzt eben doch schon in Berlin einsetzen ...“ - fragende Blicke zu Mariechen - „ ... sind schließlich noch brandneu. Die fahren noch nicht überall.“

„Neu?“, fragt die Kahlköpfige. „Das ist alles das reinste Museum hier.“

„Ick versteh nur Bahnhof, Herrschaften.“ Mariechen strahlt den Blonden an: „Und een kleenet Schlückchen zu viel macht jar nüscht. Dit heitert dir bloß uff, wa?“

„Es macht mehr, als mir lieb ist“, entgegnet er.

„Man hat uns hier reingeschmissen“, erklärt die Kahlköpfige. „Vertrieben. Ausgestoßen.“

Fragend neigt der Blonde den Kopf zur Seite: „Ausgestoßen? Warum sollte man das tun?“

„Weil wir nichts wert sind.“

„Was soll das heißen, nichts wert?“

„Wir haben alle versagt.“

„Versagt?“ Der Langhaarige schiebt sich die Brille hoch. „Inwiefern denn versagt?“

„Total?“, fragt sie zurück.

Die kleine Dirne schaut sich rätselnd um. „Also bei mir hat noch keena vasagt. Da müsstet ihr mehr intus ham. Dit habter nich. Det sieht mein fachmännischet Auge.“

„Wir waren in einem Triebzug“, bemerkt der Langhaarige.

„Sicher“, bestätigt der Blonde. „Aber irgendwann müssen wir umgestiegen sein.“

„Dit is allet jut und schön, meene Hübschen. Ick sag ma imma, Kontakt uffnehm muss man mit de Menschen, egal wat se für'n Tick haben. Ick jedenfalls bin und bleibe dit Mariechen. Und jetzt seit ihr endlich ma dran, Herrschaften!“

„L-ludwig Meyer“, stellt sich der Langhaarige vor: „'Zeihung.“

„Hans Zimmer“, kommt es zackig vom Blonden. Mariechen strahlt ihn an. Dieses Mannsbild nimmt sie immer mehr gefangen ... Das unwillige „Babs“ der Kahlköpfigen holt sie zurück.

„Na also“, Mariechen berappelt sich, „dit hätten wa schon mal. Und wo wollta nu eigentlich hin?“

„Ich wollte in der Friedrichstraße raus“, erklärt Hans, „ins Hotel meines Onkels.“

„Mein Ziel war der Lehrter Stadtbahnhof“, erklärt dieser Ludwig unruhig.

„Ich muss nach Marzahn“, seufzt Babs.

Mariechen schaut sie mit großen Augen an: „Na, Mensch! Jenau wie icked! Dit passt doch! Und de Herren nehmt wa mit, hm?“

„Ich glaube nicht, dass wir da jemals ankommen“, sagt Babs traurig.

Jetzt wird auch Mariechen unruhig. Tatsächlich sind sie schon eine ganze Weile unterwegs. Sie müssten längst am Lehrter Stadtbahnhof gehalten haben. Andererseits gibt ihr das Gefühl, dass hier tatsächlich einiges nicht stimmen kann, auch Hoffnung. Ist es nicht das, worauf sie gewartet hatte? Das große Unbekannte? Etwas, dass sie aus ihrem trostlosen Leben herausreißt?

„Da kommt ne Station“, ruft Ludwig.

„Dit muss schon Friedrichstraße sein, meen Hübscher.“ Sie nickt dem Blondem zu. Schade, dass er gleich verschwunden ist.

„Egal wo“, sagt er. „Ich steig aus.“

„Ich auch“, sagt Babs.

„Und ich erst.“ Ludwig steht bereits.

Eigentlich müsste selbst Friedrichstraße schon vorbei sein, überlegt Mariechen, aber was nützt es schon? Marzahn wird es bestimmt noch nicht sein und genau da hätte sie die Männer nun mal gern.

Die Lichter des Bahnsteigs nähern sich. Da stehen sie und verharren an der Tür. Nur Mariechen bleibt traurig sitzen. Es wird sich eben gar nichts ändern. Ihr Leben wird so traurig bleiben wie eh und je. Was hat sie denn erwartet? Zauberei?

Und dann jagen die Lichter wie ein Komet heran.

Und vorbei.

„Neiiin“, kreischt Babs.

„Das darf doch nicht wahr sein“, brüllt Hans. „Ist das ne Entführung oder wie?“

„Da muss ein Signal falsch gestellt sein“, mutmaßt Ludwig verzweifelt.

„Kapiert es endlich“, wimmert Babs: „Wir sind Ausgestoßene. Abgeschoben ins Nichts. Uns will niemand haben!“

„Wer weiß, wofüret jut is“, murmelt Mariechen mit gestiegenem Puls ans dunkle Fenster.